

JANA MARIA LÜPKE

PIPER



LA S F E E R E

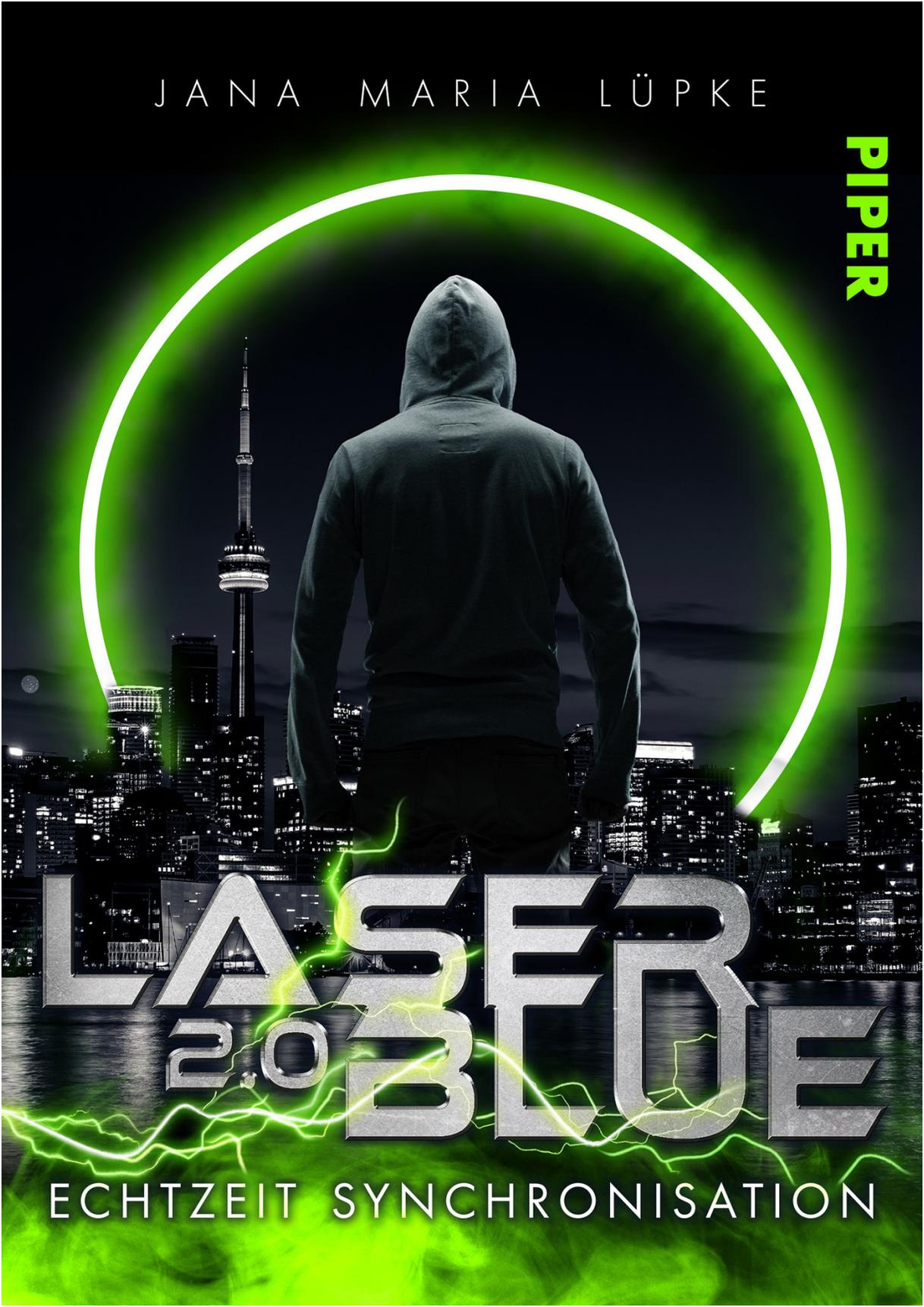
2013

ECHTZEIT SYNCHRONISATION

R O M A N

JANA MARIA LÜPKE

PIPER



LASER
2013

ECHTZEIT SYNCHRONISATION

R O M A N

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Laser Blue 2.0 – Echtzeit Synchronisation« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Dieses Werk wurde vermittelt durch LöcherLawrence
Literarische Agentur (München) Redaktion: Franz
Leipold

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von
digital publishing competence (München) mit abavo vlow
(Buchloe)

Covergestaltung: Emily Bähr, www.emilybaehr.de

Covermotiv: Freepik (upklyak, kjpargeter, upklyak);

Shutterstock (vvital, Sergey Nivens, Triff)

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Phase 1; Eingangssignal

Phase 2; Aufwärtskompatibel

Phase 3; Output

Phase 4; Demodulation

Phase 5; Systemübergreifend

Phase 6; Abgesicherter Modus

Phase 7; Verlaufshistorie

Phase 8; Malware

Phase 9; Transfer

Phase 10; Inkompatibel

Phase 11; Defragmentierung

Phase 12; Datenaustausch

Phase 13; Operationsverstärker

Phase 14; Scan

Phase 15; Überdeckungsmatrix

Phase 16; Synchronisation

Phase 17; Trojaner

Phase 18; on hold

Phase 19; format C:

Phase 20; Destabilisierung

Phase 21; Dekomprimierung

Phase 22; Endphase

Phase 23; Fehlerprotokoll

Buchnavigation

1. Inhaltsübersicht
2. Cover
3. Textanfang
4. Impressum

Phase 1; Eingangssignal

Port Hope, 23.02. 2090

Liebe Violetta,

Ich bin 18. Volljährig. Erwachsen. Yay.

Hier, mitten im tiefsten kanadischen Winter, feiere ich meinen Geburtstag und ehrlich gesagt, fühle ich mich gerade verdammt alleine. Deshalb schreibe ich dir. Einen richtigen Brief – auf Papier und mit der Hand. Wenn du wüsstest, wie scheiße das aussieht. Da ich absolut keine Ahnung habe, wo du gerade bist, kann ich dir diesen Brief natürlich nicht schicken. Deshalb wird dir der Anblick meiner fürchterlichen Handschrift hoffentlich erspart bleiben.

Ich sitze hier in meinem winzigen Zimmer, habe mir eine Kerze angezündet und für mich gesungen. Natürlich ganz leise, denn ich wollte nicht, dass es jemand mitbekommt. Irgendwie erscheint es mir nicht richtig, diesen doch eher unbedeutenden Tag zwischen all die harten, bedeutsamen Tage der Menschen in Port Hope zu drängen, die (zu Recht) einen Scheiß auf Volljährigkeit oder die Geburtstage irgendwelcher verwöhnter Siedlungsjungen geben. Erwachsen ist man hier, wenn man sich erwachsen verhält: verantwortungsbewusst, fair und auf das Wohl der Gruppe bedacht.

Ich frage mich schon den ganzen Tag, was Erwachsenwerden für mich bedeutet. Was es mir hier in Port Hope bedeutet und was es bedeutet hat, als ich noch in Berlin gelebt habe, zusammen mit meiner Familie, kontrolliert und bevormundet von einem System, das mich niemals als richtigen Erwachsenen betrachtet hätte, nicht einmal an meinem 90. Geburtstag. Und natürlich höre ich deine Stimme in meinem Ohr, die behauptet: »Das hab ich dir doch damals schon gesagt, Laser. Du wolltest es aber nicht hören.«

Was soll ich sagen? Du hattest recht. Wie immer.

Damals in der Platte ging es beim Erwachsenwerden um Freigaben, um Altersbeschränkungen und um ein paar eher scheinbare Freiheiten in meinem beschränkten Leben. Es ging darum, sich der Kontrolle meiner Mutter zu entziehen, meinen MediaCon U-Account für mich alleine zu haben, ihr den Zugriff auf meine Daten, Bilder und E-Mails verwehren zu können.

Als ich gerade darüber nachgedacht habe, musste ich so heftig lachen, dass ich dabei den Kerzenstummel auf meinem Schoß ausgeblasen habe. Es hat einen Moment gedauert, bis ich im Stockdunklen die Streichhölzer gefunden habe, um ihn wieder anzuzünden. Selbst Licht anschalten dauert in Port Hope ewig.

Was ich eigentlich sagen wollte, in Port Hope ist man mit 18 Jahren wahlberechtigt. Allerdings nur, wenn sich die Menschen des Wahlkreises einig sind, dass man eine verantwortungsvolle Person ist, die mit ihrer Stimme verantwortungsbewusst umgehen kann. Schließlich darf hier nicht jeder Depp wählen.

Richtige Deppen gibt es hier aber gar nicht. Nicht so wie bei uns zu Hause. Deshalb kriegen die meisten Volljährigen ihre Wahlerlaubnis ohne Probleme. Freiheiten, so wie die, die mich damals interessiert haben, jucken hier kaum jemanden. Freiheit bedeutet in Port Hope etwas ganz anderes. Und genau deshalb musste ich gerade so lachen.

Ich will unbedingt ein verantwortungsbewusster Erwachsener sein, jemand, der weiß, was gut für ihn ist. Jemand, der sich um andere sorgt, der erst an die Gemeinschaft denkt und dann an sich selbst. Deshalb feiere ich meinen Geburtstag auch alleine. Und nicht nur das! Heute habe ich beschlossen, wieder gesund zu sein. Ich habe beschlossen, keine Albträume mehr zu haben; ich will niemandem mehr auf der Tasche liegen. Ich will nicht mehr um dich trauern, Violetta. Und auf keinen Fall will ich mich länger verstecken.

Genau das mache ich hier nämlich. Ich habe eine scheiß Angst davor, mich dem zu stellen, was da draußen abgeht. Und wenn ich ehrlich bin, habe ich auch eine scheiß Angst davor, mich dir zu stellen.

Wahrscheinlich wird er es dir mittlerweile bereits selbst erzählt haben, aber nur ein paar Tage nach unserer Ankunft in der unabhängigen Siedlung am Lake Ontario, mitten in der kanadischen Wildnis, ist Richard hier aufgetaucht. Richard Mouse. So nenne ich ihn wegen seinem Avatar, den er in eurem komischen Teta-3-Clubhaus benutzt hat. Dein ehemaliger Mentor Richard, dein Ex, der andere Typ, mit dem du geschlafen hast

(dieser Gedanke macht mich total wahnsinnig), Albert Einstein (so nenne ich ihn auch manchmal), der in meiner Fantasie immer steinalt und eine absolute Flasche gewesen war. Ein Greis. Ein Arschloch. Dumm nur, dass dein Richard weder aussieht wie Micky Mouse noch wie Albert Einstein. Und wirklich alt ist er auch nicht. Du hast mir da einige Details verschwiegen, meine Liebe. Aber weißt du, ich muss dir sagen, dein Männergeschmack ist wirklich nicht der Beste. Ich nehme mich jetzt mal aus (obwohl, irgendwie habe ich gerade nicht das Gefühl, dass ich eine besonders gute Wahl bin), aber was Richard betrifft: Mit dem Arschloch habe ich absolut recht behalten. Der Typ ist unerträglich!

Schon als er aus dem Helikopter gesprungen ist, mit dem er über den See geflogen kam (natürlich ist er die Kiste selbst geflogen), und mitten auf der verschneiten Wiese vor der Stadt gelandet ist, war ich mir sicher, gegen jemanden wie ihn kann ich auf keinen Fall anstinken. Was zur Hölle willst du mit mir, wenn du ihn haben kannst?

In waschechter Piloten-Montur, mit verspiegelter Sonnenbrille und Dreitagebart kam er auf uns zugerannt, total aufgebracht, besorgt und super dankbar für alles, was jeder von uns getan hat, um dir das Leben zu retten. Richard wollte dich sofort sehen. Und natürlich hat er einen Arzt mitgebracht. Einen richtigen Arzt. Nicht so einen schlecht ausgerüsteten Quacksalber wie der Franzose, der hier in Port Hope für die Kranken verantwortlich

*ist. Einen Arzt mit Injektoren, Pillen und verdammt
Antibiotika.*

*Neben Richard kam ich mir vor wie der allerschlimmste
Versager. Ich habe mich so beschissen gefühlt, ich wäre am
liebsten einfach abgehauen.*

*Richard ist in dein Krankenzimmer gerannt und hat sich vor
deinem Bett förmlich auf die Knie geschmissen. Mir kommt jetzt
noch die Kotze hoch, wenn ich daran denke. Er hat mich so
betroffen angesehen mit seinen stahlblauen Augen, hat meine
Hand genommen, hat fassungslos den Kopf geschüttelt und mich
dann ganz fest an sich gedrückt. »Danke, Laser, dass du sie
gerettet hast«, hat er gesagt und es blöderweise auch noch so
gemeint. Das habe ich gespürt. »Du bist ein ganz schön harter
Brocken, ein richtiger Dickschädel, aber das hast du wohl von
deiner Mutter geerbt.« Die Tatsache, dass er zu feige gewesen ist,
selbst nach dir zu suchen, und mich die ganze Drecksarbeit hat
alleine machen lassen, schien in diesem Moment keine Rolle mehr
zu spielen. Ich habe dich gesucht und gefunden, ich habe dich
hergebracht, aber Richard war es, der dich retten würde. Er
würde dich zu meiner Mutter bringen und gemeinsam würden sie
dir das Leben retten. Ich war ab jetzt überflüssig.*

*»Bambi will dich unbedingt sehen, Laser«, hat Richard mir
ausrichten lassen. Klar wollte sie das. Aber ich wollte Bambi
nicht sehen. »Aber es ist absolut okay, wenn du dir noch etwas
Zeit lassen willst. Du hast echt einiges erlebt, Junge. Vielleicht*

ruhst du dich noch ein bisschen aus. Mach dir keine Sorgen, wir passen gut auf Violetta auf.«

Daran bestand kein Zweifel. Dir würde es sicherlich an nichts fehlen. Nicht mit jemandem wie ihm an deiner Seite. Richard und sein verdammter Arzt. Ich habe stumm genickt und ihm gesagt, dass du dich melden sollst, wenn es dir besser geht. Das hast du bis jetzt immer noch nicht getan. Und ich bin fast zwei Monate hier. Ich denke, dir sollte es mittlerweile besser gehen. Jedenfalls so gut, dass du irgendwie Kontakt zu mir aufnehmen könntest. Wenn du es denn wollen würdest.

Der Schmerz hat mich ganz klein gemacht, Violetta. Ich habe es nicht einmal fertiggebracht, mich von deinem leblosen Körper zu verabschieden, den ich mit der Injektion, die ich dir im Drachenflügel verabreichte, irgendwie kurz ausgeschaltet habe. Richards Arzt-Kumpel hat gesagt, dass ich nur verhindert habe, dass du sofort an deinen Verletzungen stirbst. Ich habe dir Zeit verschafft. Richtig geheilt hat das Zeug dich allerdings nicht. Auch der französische Quacksalber hat es nicht geschafft, dich gesund zu machen. Anscheinend hattest du mehrere gebrochene Rippen und innere Blutungen. Nichts, was man hier in Port Hope richtig behandeln kann. Obwohl ich jeden Tag in Port Hope bei dir gesessen und stundenlang mit deinem schlafenden Körper geredet habe, schaffte ich es am Tag deiner Abreise nicht, dir Lebewohl zu sagen.

Ich habe die Tür hinter mir abgeschlossen und bin ins Bett gekrochen. Ich wollte nichts sehen und nichts hören. Es hat mich

nicht interessiert, was draußen los war, in Toronto, Berlin oder sonst wo. Ich wollte auch nicht wissen, wo mein Vater ist. Für mich war er in diesem Moment genauso schuldig wie alle anderen. Nur wo Mama war, hätte ich gerne in Erfahrung gebracht, aber das wusste Richard nicht. Oder er tat so, als wüsste er es nicht. Er hat versprochen, sie nicht zu vergessen und sich nach ihnen zu erkundigen, sobald etwas Ruhe eingekehrt sei. Ich hoffe, er hat Wort gehalten und mittlerweile herausgefunden, wo meine Familie ist.

Als ihr weg wart, bin ich in ein Loch gefallen. Tiefer und schwärzer, als ich es mir je hätte träumen lassen. Trotz allem kam ich nicht darum herum, Pflichten zu übernehmen. So läuft das eben in Port Hope. Die Stadt versorgt sich selbst. Und das schon seit Jahrzehnten. Ich bin sicher, du weißt, wie Port Hope gegründet wurde. Du wusstest sicher auch von den ganzen anderen unabhängigen Siedlungen, die es überall auf der Welt gibt. Klar wusstest du das. Schließlich hast du für diese Teta-Leute gearbeitet. Für mich war das alles neu. Ich hätte niemals gedacht, dass es tatsächlich Leute gab, die sich damals vor über dreißig Jahren geweigert haben, MediaCon ihr Land zu verkaufen. Darüber haben sie in der Schule niemals ein Wort verloren. Ich weiß, was du jetzt sagen würdest: »Die wollten nicht, dass wir das wissen. Man könnte ja auf dumme Gedanken kommen.« So wie Bambi und der Rest ihrer Organisation. Oder so wie du und die Tetas.

Die Menschen hier in Port Hope sind komplett isoliert. Um das Gelände ist weitläufig ein Stromzaun errichtet worden. Sie konnten ihre Siedlung niemals verlassen. Sie haben niemals von den Vorteilen des Systems profitieren können. Aber sie wissen, dass man sich nicht zwingend vom Staat und von einem Medienkonzern diktieren lassen muss, wie man lebt. Und sie wollen es gar nicht mehr anders. Sie nennen uns Metros, weil wir in den Metropolen leben. Dass es einen Unterschied gibt zwischen den Bewohnern der Siedlungen und denen des inneren Rings, davon wissen sie nichts. In ihren Augen sind wir alle gleich dumm.

Ich habe mir fest vorgenommen, ab jetzt ein besserer Mensch zu sein. Ich will endlich Verantwortung übernehmen, erwachsen werden. Ich glaube, ich habe begriffen, dass die Welt sich ab jetzt nicht mehr um mich drehen wird. Auch wenn sie das eine lange Zeit getan hat. Sie hat sich um mich gedreht, und somit hat sie auch irgendwie meinen Weg bestimmt. Jetzt steht alles still. Und wenn ich etwas an meiner Situation ändern möchte, dann werde ich mich wohl oder übel selbst bewegen müssen.

Ich werde Port Hope bald verlassen. Ich werde meine Familie selbst suchen gehen. Und ich werde mich meiner Mutter stellen. Also Bambi. Und wenn ich schon dabei bin, werde ich auch dir einen Besuch abstatten. Ich habe absolut keine Ahnung, was mich erwartet. Vielleicht bist du ja froh, dass ich bisher noch nicht aufgetaucht bin. Vielleicht hast du mich gar nicht vermisst. Ich rechne einfach mal mit dem Schlimmsten.

Aber egal, wie es um uns steht, ich muss endlich ein aktiver Bewohner dieses Planeten werden, ich muss meine eigenen Entscheidungen treffen und nicht mehr länger nur von einem komischen Zufall zum nächsten stolpern. Ich werde mein Schicksal ab jetzt selbst in die Hand nehmen. Das habe ich schließlich schon einmal überlebt. Und auch wenn ich in gewisser Weise daran zerbrochen bin, war das die einzige Möglichkeit, mich zu einer besseren Person wieder zusammenzusetzen. Ich habe mich upgegraded. Ich bin ab jetzt Laser Blue 2.0. Und ich bin echt gespannt, was du von dieser Person hältst.

Violetta, jetzt habe ich 25 Seiten in mein Notizbuch geschrieben, mal sehen, ob ich mich traue, dir mein Gekritzel irgendwann zu zeigen. Bis dahin ... ich liebe dich. Aber ich glaube, das weißt du.

Laser Blue

Phase 2; Aufwärtskompatibel

Ich öffne die Augen und starre erschrocken in die Dunkelheit. Ein Geräusch hat mich geweckt. Etwas, das ich schon lange nicht mehr gehört habe: Vogelgezwitscher. Aufgeregt fiepen und pfeifen sie in den Bäumen vor meinem Fenster, und ich weiß, er ist da – der verdammte Frühling, auf den ich so lange gewartet habe. Mittlerweile ist es Anfang April. Die Vögel haben also endlich ihren Weg zurück in die Heimat gefunden. Wurde auch langsam Zeit. *Ich werde demnach bald aufbrechen*, denke ich mit klopfendem Herzen. Zurück nach Toronto. *Und dann?*

Der Schnee ist komplett weggetaut – seit ein paar Wochen schon. Allerdings ist Matti der Meinung, der Schein könne trügen. Man wisse nie so genau, ob es im April nicht noch einmal anfängt zu schneien und der ganze Mist von vorn losgeht. Ich kann den verdammten Schnee nicht mehr sehen. Er hängt mir zum Hals raus. Ich will nicht, dass es *wieder von vorn losgeht*. Mir ist sowieso schon ständig kalt. Seit ein paar Tagen funktionieren die Heizungen in Mattis Haus nicht mehr. Die Solaranlagen spinnen, der Strom geht an und aus, wie er will; und meistens will er nicht. Außerdem tut mir immer noch der ganze Körper weh von der beschissenen Schneeschipperei. Und leider lassen sie mich hier in Port Hope keine anspruchsvollere

Tätigkeit übernehmen. Schneeschippen im Winter und jetzt, wo es langsam wärmer (ein winziges bisschen wärmer) wird, stehe ich den ganzen Tag mit Hacke und Spaten bewaffnet auf dem Feld und buddle in der halbgefrorenen Erde rum.

Ich will nicht mehr frieren. Ich will nicht mehr jeden Morgen aufwachen, eingepackt in all meine Klamotten, zugedeckt in dreißig verdammte Schichten Decken, unter denen ich mich begraben und beengt fühle und kaum in der Lage bin zu atmen. Der beschissene Winter kotzt mich an. Kanada kotzt mich an. Ich friere seit Monaten. Ich weiß überhaupt nicht mehr, wie sich echte Wärme anfühlt.

Langsam strecke ich mich unter dem enormen Gewicht meiner Trutzburg aus Daunen und Schafswolle. Kalte Luft strömt herein, und ich erschauere. Mein Nacken tut weh, mein Rücken tut weh – alles tut weh. Meine frisch verheilten Narben brennen. Noch immer wie betäubt, fasse ich mit der Hand nach meinem linken Oberarm. Die Hörnerkatzen haben tiefe Spuren in meiner Haut hinterlassen. Rosafarbene Spuren. Dicke wulstige Narben. Meistens in der Früh brennen die Male an meinem Arm und meinem Bein wie die Hölle.

»Laser?«, ruft es freundlich aus der Küche, durch die geschlossene Zimmertür hindurch. »Bist du wach?« *Ein Hoch auf meine innere Uhr*, denke ich und lasse von den brennenden Bisspuren ab. Ich wache jeden Morgen genau fünf Minuten bevor Matti mich ruft auf.

»Ja, ich bin wach«, rufe ich zurück. Er tut das jeden Tag. Jeden Tag seit drei Monaten. Nicht einmal am Wochenende lässt er mich schlafen. Ausschlafen ist in Port Hope verboten.

Ich rolle mich von meiner unbequemen Matratze herunter, die bestimmt so alt ist, wie meine Omma war, bevor sie gestorben ist, und taste im Dunkeln nach den dicken hässlichen Vorhängen, die ich kraftlos zur Seite ziehe. Kein Sonnenstrahl ist weit und breit zu sehen. Der Wald hinter Mattis Haus ist noch grau, fast schwarz. Vor meinem Fenster wird es immer als Letztes hell. Unter dem Türspalt scheint ein orangefarbener Schimmer durch. Matti hat Kerzen angemacht. Seufzend öffne ich die Tür und verlasse die Abstellkammer, die ich hier in Port Hope mein Zimmer nennen darf. Viereinhalb Quadratmeter Privatsphäre. Ein Bett und eine klapprige Kommode, vor die ich mich nicht einmal knien kann, wenn ich was rausholen will, denn der Zwischenraum zwischen Bettgestell und Tür ist zu schmal. Ich muss mich also auf das Bett legen und blind mit den Händen zwischen meinen wenigen Habseligkeiten herumwühlen. Eigentlich hätte ich das unschöne Ding gar nicht gebraucht. Ich verstecke aber mein Notizbuch darin. Das kleine Papierbuch mit dem roten Einband, das ich auf dem Spielfeld gefunden habe. Das Buch und die Landkarte. Diese beiden Dinge habe ich aufgehoben. Wahrscheinlich werde ich sie für immer und ewig in irgendwelchen Schränken aufbewahren, so wie die Omma ihren ganzen alten Schrott bis zum Ende ihres Lebens gehortet hat. Ich bin wohl doch irgendwie ein

Potlowski, schießt es mir durch den Kopf, und ich muss schmunzeln. *Ich bin so ein sentimentales Weichei*, denke ich und schüttele über mich selbst den Kopf. *Schlimm*. Ohne Violettas T-Shirt-Brief, den ich in meinem Kissenbezug verstecke, kann ich nicht mehr schlafen. Soweit ist es mit mir also gekommen. Wenn Bullet und Danger, meine Kumpels aus Berlin, das wüssten, die würden mich so hart auslachen.

Im abgetragenen Schlafanzug, mit Wollpulli und Socken, natürlich alles *second-hand (wahrscheinlich eher third- oder fourth-hand)*, schlurfe ich raus in die kleine Küche. Es ist *ein bisschen* warm im Haus. Ein winziges bisschen. Matti hat ein Feuer im Ofen gemacht und Kaffee gekocht. Schmerzhaft sticht es mir in den Magen. Der Geruch, das weiche Licht, der frühe Morgen, der warme Lufthauch, der sich nur langsam in der alten Küche verbreitet, die komplett aus Holz gebaut ist und nach all den Jahren über keinerlei Farbanstrich mehr verfügt. Hier drinnen ist es bestimmt nicht schön, aber so behaglich, dass ich nicht anders kann, als diesen Raum irgendwie mein Zuhause zu nennen.

Kaffee gibt es erst seit Kurzem. Solange die Strombarriere, die Port Hope wie ein unsichtbarer tödlicher Wall umgab, die Menschen abschottete – von allem, was draußen in der Welt geschah –, gab es nur das, was man selbst anpflanzen und herstellen konnte. Und Kaffeebohnen gehören nicht unbedingt zu den Gewächsen, die in Kanada heimisch sind. Nachdem der Strom ausgefallen war, begannen die Bewohner der Stadt, das

Spielfeld der Kampagne zu durchsuchen; dabei fanden sie einige Dinge, die sie entweder noch nie oder schon verdammt lange nicht mehr gesehen hatten. Unter anderem Kaffeebohnen. Und einen Drachen.

Der ist leider ein paar Tage, nachdem Violetta und ich gerettet wurden, verendet. Keiner wusste so recht, was mit dem Ungetüm geschehen sollte; schließlich hatten die Menschen in Port Hope keine Ahnung von moderner Chip-Technologie. Richard ist mit seinem Helikopter aufs Spielfeld geflogen, um den Kadaver zu untersuchen. Er hat ihm natürlich den Chip entnommen und gemeint, er würde ihn zu Bambi bringen. Niemand hatte was dagegen. Warum auch?

Der Vorrat an Kaffeebohnen jedenfalls ist nicht groß, deshalb gibt es auch nur am Sonntagmorgen Kaffee. Jedenfalls hier bei Matti. Ich lasse mich müde auf einen der wackeligen Holzstühle plumpsen und lege den Kopf in den Nacken.

»Was ist, Junge? Hast du wieder nicht geschlafen?«, fragt Matti und stellt mir eine Tasse vor die Nase.

»Doch. Irgendwann schon.« Ich blicke auf, sehe den Riesen an, der mich seit Wochen beherbergt und so nett zu mir ist, dass ich mich manchmal frage, ob Bambi ihn heimlich dafür bezahlt. Matti ist älter als ich. Vielleicht fünf oder sechs Jahre älter. Ich habe ihn noch nicht gefragt. Er trägt einen Vollbart – rötlich blond und so dicht, dass man glatt neidisch werden könnte. Er sieht genau aus, wie ich mir einen Wikinger

vorstelle. Einen mit Axt und schwarzen Zähnen, wobei Mattis Zähne nicht schwarz sind. Im Gegenteil. Matti hat tolle Zähne.

Michael King hat irgendwann mal eine Kampagne im Norden gezoekt. Da haben sie historische Wikinger-Schlachten nachgestellt unter möglichst realistischen Bedingungen. Matti hätte da wirklich gut reingepasst.

Manchmal denke ich an Michael King, frage mich, ob er seinen Freund Jay in Toronto gefunden hat. Ob er überhaupt noch lebt oder ob er im Wald von irgendwelchen mutierten Viechern zerfleischt worden ist. Ich seufze laut. Bambi hat alles durcheinandergebracht.

»Wir gehen heute aufs Kartoffelfeld. Das wird dich schon müde machen. Ich schwöre dir, heute Nacht schläfst du wie ein Baby.« Matti reißt mich aus meinen Gedanken und setzt sich mir gegenüber. Er schlürft geräuschvoll aus einer missgestalteten Tasse aus Ton, die seine Nichte Mardi für ihn getöpfert hat. Mardi hat mir mal gezeigt, wie man das macht: Geschirr töpfern. Ich mochte das Gefühl des feuchten Klumpens in meinen Händen. Trotzdem scheine ich nicht besonders talentiert zu sein, denn meine Tassen sahen noch beschissener aus als Mardis.

»Übrigens: Kimba hat gestern ihr erstes Wort gesprochen. Hund.« Matti versucht, mich in ein Gespräch zu verwickeln. Das tut er jeden Morgen. Mein Körper will sich aber irgendwie nicht an diese unmenschlichen Zeiten gewöhnen. Zu Hause sind wir nie früh aufgestanden. Ich bringe vor zehn Uhr meistens keinen

geraden Satz heraus. Heute Morgen allerdings erscheint es mir dringend notwendig, denn ich will Matti etwas sagen. Ich traue mich aber nicht wirklich.

»Hund?«, frage ich deshalb müde zurück, anstatt damit rauszurücken, was mir wirklich auf dem Herzen liegt.

»Ja. Lindas zahnlose alte Töle sitzt den ganzen Tag an ihrem Bett und passt auf sie auf. Das scheint die arme Kimba wohl beeindruckt zu haben.«

Kimba ist die Frau, die ich halb tot im Bordell in Folkstone gefunden habe. Die Frau, deren Chip Violetta entfernt hat. Jedenfalls glaube ich, dass es Violetta war. Sicher weiß ich es nicht. Am Tag meiner Ankunft hier habe ich den Leuten von ihr erzählt, und sofort sind sie mit dem Jeep losgefahren und haben nach der Frau gesucht. Ich habe sie Kimba genannt, weil ich glaube, sie ist der weibliche Char, von dem die beiden Typen im Berliner Flughafenklo gesprochen haben. Vielleicht ist sie es auch nicht, aber dann hat sie wenigstens einen Namen. Kimba war tatsächlich noch am Leben. Sie ist zwar ewig nicht aus ihrem Tiefschlaf erwacht, hat wochenlang zwischen den Welten geschwebt, irgendwann aber hat sie die Augen geöffnet. Seitdem sitzt sie den ganzen Tag in ihrem Bett und glotzt die Wand an. Linda hat sie aufgenommen. Linda ist Mattis Nachbarin und sehr nett. Sie hat keine eigene Familie, also hat sie Kimba zu sich genommen.

»Gut für sie«, kommentiere ich Mattis Neuigkeiten.

»Willst du sie nicht mal besuchen? Nach der Arbeit? Sie freut sich bestimmt, dich zu sehen.«

Warum sollte sie? Kimba Glue hat keine Ahnung, wer ich bin. Nervös beschließe ich, jetzt das Thema zu wechseln.

»Matti«, beginne ich vorsichtig. »Matti, ich werde gehen.«

»Wohin?«, fragt er ein wenig verwirrt.

»Nach Toronto. Ich will meinen Vater suchen. Und dann meine Mama und meine Geschwister. Es macht mich fertig, nicht zu wissen, wo meine Familie ist. Ich kann so nicht weitermachen.«

Matti nickt. Er trinkt noch einen großen Schluck aus seiner Kaffeetasse und räuspert sich geräuschvoll.

»Das dachte ich mir schon. Allerdings war ich mir sicher, du würdest noch ein bisschen länger brauchen, um dich zu entscheiden.« Matti rutscht mit seinem Stuhl nach hinten und legt ein Bein auf den Tisch. Das Holz knarzt unter dem enormen Gewicht. »Hast du einen Plan?«

»Nein«, gestehe ich. Ich puste in meinen Kaffee und trinke einen kleinen Schluck. Kaffee schmeckt mir nicht besonders. Aber er macht wach, ist warm und riecht gut.

»Du brauchst einen Plan, Laser. Wer weiß, was draußen passiert ist! Vielleicht haben sich die Metros längst gegenseitig die Köpfe eingeschlagen. Du wärst bescheuert, wenn du einfach so alleine in die Stadt spazierst.«

»Ich wollte eigentlich reiten«, gestehe ich kleinlaut. Mir war von Anfang an klar, dass Matti mich für diese Idee auslachen

würde. Aber ich mag mein Pferd. Ich weiß nicht, ob ich es übers Herz bringen würde, Van Gogh hierzulassen. Er ist schließlich mein Freund. Andererseits, in Toronto gefällt es ihm bestimmt nicht. Ich stelle mir vor, er steht bei Papa in der Wohnung. Wahrscheinlich würde er in Papas Wohnklo gar nicht reinpassen.

»So ein Schwachsinn! Den Gaul mitnehmen«, entgegnet Matti. »Auf keinen Fall.« Er scheint weniger belustigt, als ich dachte. Anscheinend hat er angefangen, ernst zu nehmen, was ich sage. »Das Pferd bleibt hier.«

»Ich habe keine andere Wahl. Soll ich laufen? Ich hätte gehen sollen, als ich die Chance dazu hatte. Ich hätte Richard *Dumbass* begleiten sollen. Im Helikopter. Zusammen mit Violetta. Dann könnte ich mir den ganzen Scheiß jetzt sparen.«

Jetzt grinst Matti doch. Seine kleinen blauen Augen blitzen belustigt unter den buschigen Augenbrauen. Er mag Richard auch nicht. Keiner hier mochte Richard. Allerdings aus anderen Gründen als ich.

»Vielleicht hättest du das tun sollen«, erwidert Matti und zuckt mit seinen Schultern, die so breit sind, als hätte er einen Besenstiel verschluckt. Quer. »Du kannst es nicht mehr ändern. Du bist geblieben und hast etwas gelernt. Etwas über das richtige Leben. Es wird dir irgendwann nützlich sein, Laser. Im Gegensatz zu diesem aufgeblasenen Affen hast du erlebt, was es bedeutet, ohne die Hilfe eines Regimes zu überleben. Davon erzählst du deiner Mutter, wenn du sie irgendwann triffst, klar?

Erklär ihr ganz genau, wie das funktioniert, Laser. Ich glaube nämlich nicht, dass Bambi kapiert hat, worum es eigentlich geht.«

»Ich erzähle es ihr. Wenn ich unterwegs nicht draufgehe.« Die Wahrscheinlichkeit ist und bleibt ziemlich hoch. Und der Gedanke, meine richtige Mutter zu treffen, stimmt mich nicht unbedingt fröhlich. »Ich suche meine Familie und besuche Violetta. Dann komme ich zurück – und du kannst mich doch noch zum Gärtner ausbilden. Vielleicht bringe ich Mama und meine Geschwister einfach mit. Ich bin nämlich ganz gerne hier. Eigentlich.«

Das bin ich tatsächlich. Auch wenn ich ein bisschen gebraucht habe, um mich an die Umstände zu gewöhnen. Nach siebzehn Jahren in einer sterilen Blase ohne Unannehmlichkeiten, Beschwerden oder Krankheiten, aber auch ohne Verantwortung, ist die Umstellung auf ein autonomes Leben in der Wildnis kein Zuckerschlecken. Ich konnte anfänglich gar nicht mehr aufhören zu niesen. Der Staub, der Dreck, die Tiere überall – mein Körper ist völlig durchgedreht. Das ging dem lieben Richard übrigens genauso. Er allerdings konnte nicht aufhören, sich über die widrigen Umstände zu beklagen, die Bewohner Port Hopes wegen ihrer Lebenssituation zu bemitleiden oder seine absurden Verbesserungsvorschläge zum Besten zu geben (warum nicht Bettlaken an die Fenster hängen, um den Staub draußen zu halten?). Das hat ihn nicht unbedingt beliebt gemacht.

Ich war in erster Linie einfach nur dankbar. Dankbar, dass man mich aufgenommen, gerettet und in Ruhe gelassen hat. Obwohl es mir verdammt schwergefallen ist, den allgegenwärtigen Dreck als einen Teil meines neuen Lebens zu akzeptieren. Ich habe aber nicht ein einziges Mal etwas dazu gesagt. So ist es eben. Das ist die Realität. Ich habe das Essen nicht vertragen, Hautausschläge von der kratzigen Wolle bekommen und Pickel, schon beim Gedanken an all das Ungeziefer, das sich im Winter genauso gerne in trockenen Räumen aufhält wie wir Menschen auch. Mattis Katze Marie löst heute noch ungeahnte Ekelgefühle in mir aus. Überall verliert sie ihr Fell. Überall sind Haare. Wenn ich nicht aufpasse und vergesse, die Tür zu meinem Zimmer zuzumachen, legt sich das Mistvieh mit Vorliebe in mein Bett, und zwar mit ihrem Hinterteil auf mein Kopfkissen. Manchmal habe ich das Gefühl, als steckten mir ihre verdammten Haare im Hals. Und überall stinkt es. Fast schon wie bei der Omma damals. Der Geruch hat sich in meiner Nase festgefressen. Ich werde ihn kaum noch los.

»Wirklich. Ich fühle mich sehr wohl hier«, beteuere ich erneut. Es stimmt trotz allem, obwohl ich das selbst manchmal nicht ganz begreifen kann.

»Du weißt, dass du jederzeit wiederkommen kannst. Wobei ich glaube, deinem Püppchen wird es hier nicht besonders gut gefallen. Sie ist wahrscheinlich nicht gemacht für das öde Landleben. Ich bezweifle also, dass du in Port Hope sesshaft werden wirst.« Wieder grinst Matti.

Das plötzliche Aufreißen der Hintertür bewahrt mich davor, über Violetta sprechen zu müssen. Und darüber, wie sehr ich mich davor fürchte, sie wiederzusehen. Es ist Luke. Er stampft mit dreckigen Stiefeln in die Küche und runzelt die Stirn.

»What's this like? A nice little Teaparty?«, fragt er und sieht uns irritiert an. »We do have a date, right? Kartoffelfeld?«

»Sorry«, nuschelt Matti. Er deutet mit dem Kinn auf den Ofen, auf dem die Kaffeekanne steht. »Es gibt etwas zu besprechen.«

Anscheinend hatte Matti Luke direkt aufs Feld zitiert.

»What's the craic?«, fragt Luke und nimmt sich eine Tasse aus dem Küchenschrank. Er ist oft hier. Eigentlich ist er immer hier. »What are you talkin' about?« Luke mustert mich skeptisch von oben bis unten. »You look like shit, mate!« Er spielt wohl auf meinen äußerst stylishen Schlafanzug-Wollpulli-Look mit Augenrändern und Zottelkopf an.

»Ich habe beschlossen zu gehen. Ich will meine Familie suchen«, antworte ich, und tatsächlich fällt es mir schwer, Luke meine Entscheidung mitzuteilen. Ich werde ihn sehr vermissen.

»So soon?«, fragt er überrascht, und wie immer auf Englisch zurück. Luke versteht Deutsch, sehr gut sogar. Schließlich lebt er seit Jahren mit Mattis Familie, mit Georg und Sybille, zusammen, deren Eltern vor Jahren aus Deutschland hierherkamen. Er spricht nur nicht gerne Deutsch, weil er sagt, er klinge dabei wie ein Idiot. Luke ist eine Waise, seit seinem neunten Lebensjahr. Mattis Familie hat ihn in gewisser Weise adoptiert, ihn aber weiter im Haus seiner verstorbenen Eltern

wohnen lassen. Das wollte Luke unbedingt. Das Haus steht nur ein paar Straßen weiter, deshalb lassen sie ihn dort schlafen. Auch wenn es das Einzige ist, was er dort tut.

»Ja, so früh«, erwidere ich. »Es ist Frühling. Der beschissene Schnee ist fast weg. Worauf soll ich denn noch warten?«

Luke holt sich einen Hocker aus dem Wohnzimmer und stellt ihn in die Küche.

»We need at least a week to get the Jeeps engine ready«, sagt er an Matti gerichtet.

»Welchen Motor? Ich reite«, frage ich verwirrt.

»Haven't you told him yet?« Luke trinkt einen Schluck Kaffee und unterdrückt ein Schmunzeln. Er zwinkert Matti zu.

»Told me what?«, frage ich verwundert. Was soll Matti mir gesagt haben?

»We're comin' with you, you stupid moron. What did you expect?«

Sie wollen mitkommen? Das klingt, als hätte ich mir so etwas in der Art eigentlich denken müssen. Dabei haben die beiden Port Hope noch nie verlassen. Also noch nie richtig.

»Ihr wollt ernsthaft mitkommen? Aber ...« Ich bin sprachlos.
»Why?«

»Wir dachten uns schon, dass du früher oder später losziehen willst, um nach deiner Familie zu suchen. Wir wollten nur sichergehen, dass du selbst entscheidest, *wann*. Deshalb haben wir nichts gesagt. Wir wollten dich nicht unter Druck setzen.«

»Right. And it only took you three and a half month to decide. Not too shabby, man. I thought you'd be cryin' around for the next three years at least, to be honest with you! But fine. We can fix the car next week, can't we? The weather is gonna be fine, isn't it?«

Luke ist ein Großmaul. Er lässt keine Gelegenheit aus, sich über mich lustig zu machen oder mich zu verarschen, mich als Heulsuse, Weichei oder Pussy zu bezeichnen. Ich lasse ihn. Er braucht das. Und ich brauche dringend einen Freund.

»Not sure about the weather«, grübelt Matti. »You can never know.«

»Warte mal!«, werfe ich ein. »Vielleicht will ich ja gar nicht, dass ihr mitkommt.«

»Bullshit«, entgegnet Luke.

»Du glaubst doch nicht, dass wir dich alleine auf deinem Gaul nach Toronto reiten lassen? Mach dich nicht lächerlich, Laser.« Matti nimmt die Füße vom Tisch und setzt sich auf. Er verschränkt die Arme und beugt sich zu mir vor. »Du hast keine Ahnung, was da draußen vor sich geht.«

»Genau deshalb will ich nicht, dass ihr mitkommt. Das könnte gefährlich werden. Ich bin mir sicher, die suchen nach mir. Es ist besser, wenn ich allein gehe.« Mir gefällt der Gedanke natürlich, die beiden an meiner Seite zu wissen. Gerade Matti. Trotzdem ist mir nicht wohl dabei, sie einfach so aus ihrem Leben herauszureißen. Die beiden haben noch nie etwas anderes gesehen als Port Hope und das dämliche *MediaCon-*